

## Der Wille zur Geschichte

*Im Jahr 2015 wird in der Schweiz diverser historischer Ereignisse gedacht. Der politische Kampf um die richtige Erinnerungskultur ist bereits im Gang. Die Debatte könnte heilsam sein. Von Marc Tribelhorn*

Es ist die gemeinsame Vergangenheit, welche die Eidgenossenschaft im Innersten zusammenhält. Daran zweifelt hierzulande niemand. Doch die Schweizer Geschichte ist und bleibt ein Minnenfeld. Das wird sich in den kommenden Monaten einmal mehr zeigen, wenn eine geballte Ladung von historischen Jubiläen ansteht: 700 Jahre Schlacht am Morgarten, 600 Jahre Eroberung des Aargaus, 500 Jahre Niederlage bei Marignano und 200 Jahre Wiener Kongress. Über deren Bedeutung, Begehung und Instrumentalisierung ist bereits eine heftige Debatte entbrannt. Denn soll die so verwirrende Gegenwart geordnet und die Zukunft geplant werden, ergeht der Appell an die Geschichte. Mit vermeintlichen Argumenten aus den tiefen Schächten der Vergangenheit liess sich schon immer gut Politik machen. Es geht im Jahr 2015, in dem die Bundesversammlung neu bestellt wird, auch um die Macht über die Köpfe. Dafür lassen sich in einer Zeit, in der sich der Kleinstaat tief verunsichert zeigt, mythenumrankte Ereignisse wie Morgarten und Marignano besonders gut mobilisieren. Sie stehen für eine Schweiz der Selbstbehauptung, der Wehrhaftigkeit, der immerwährenden Neutralität und des Isolationismus. Kurzum, für die Ingredienzen eines nationalkonservativen Geschichtsbilds, wie es die SVP fulminant bewirtschaftet. Die Kontroversen werden somit zu eigentlichen Stellvertreterdebatten, in denen das Verhältnis der Schweiz zur Welt verhandelt wird.

### **Die Stunde der Experten**

Der Unterschied zwischen solchen Formen der Geschichtspolitik und den Ansprüchen der Geschichtswissenschaft ist riesig. Stehen Jubiläen an, bekommen die Historiker endlich die Aufmerksamkeit, die ihnen gemäss eigener Einschätzung viel zu selten zuteilwird. Für Forschungsprojekte und Festschriften stehen beträchtliche Summen bereit, die Medien erwarten saftige Deutungen. Doch am quasistaatlichen Jubiläumspomp beteiligen sich die Erinnerungsexperten nur ungern. Was sich jährt, muss ja nicht zwingend relevant sein für die Jetztzeit. Die Historiker sehen sich heute weniger als Sinnstifter denn als Spielverderber, die zu erklären haben, dass sich in Wirklichkeit alles etwas anders zugetragen hat, als die Bevölkerung zu wissen meint. Zu Recht kritisieren sie Vereinfachungen und rufen «Mythos! Mythos!», wenn historische Tatsachen verdreht werden. Das ist nicht selbstverständlich.

Als der schweizerische Bundesstaat noch in seinen Kinderschuhen steckte, trugen die Historiker massgeblich zur nationalen Meistererzählung bei. Um die katholischen Gebiete, die im Sonderbundskrieg unterlegen waren, ohne Ressentiments in das neue Staatswesen zu integrieren, musste ein wirkmächtiges Narrativ her. Man suchte und fand es in den überlieferten, aber frisch amalgamierten Geschichten der alten Eidgenossen, die sich im Schutze der Alpen seit dem Mittelalter einen einzigartigen Hort der Freiheit erschaffen hatten. Der «Sonderfall» war geboren. Die Schweiz ist damit aber kein Einzelfall, nationale Identitäten sind trotz angeblichen Ursprüngen in der Vormoderne Neuschöpfungen des 19. Jahrhunderts. Schon 1882 wusste der französische Denker Ernest Renan: «Der historische Irrtum spielt bei der Erschaffung der Nation eine wesentliche Rolle.» Gemeint waren Mythen und Legenden, die als Gewissheiten tief ins kollektive Gedächtnis eindrangen.

In späteren Krisenzeiten konnte dieses Orientierungswissen abgerufen werden, und die Historiker machten sich willfährig daran, es aktuellen Bedürfnissen anzupassen - alles im Dienste der

Nation. In der Schweiz lässt sich das besonders deutlich während der totalitären Bedrohung durch Mussolinis Italien und das nationalsozialistische Deutschland zeigen. Der Abwehrwillen wurde in der geistigen Landesverteidigung besonders über die «ureigene» Geschichte gestärkt. Professoren wie Karl Meyer bedienten sich im «Arsenal der Geschichte» und wurden zu Wanderpredigern. Ihre Erzählung der Eidgenossenschaft fand Eingang in die Schulbücher und prägte so Generationen. Im Kalten Krieg wurde die Freiheitstradition mit den Erfahrungen der Weltkriege angereichert und blieb wegen der Gefahr aus dem Osten virulent - trotz ersten Rissen. Nach 1989 nahmen die erinnerungskulturellen Spannungen rasch zu:

Jubiläen wie die «Diamantfeier» oder 700 Jahre Eidgenossenschaft lösten Kontroversen aus. Auch die «nachrichtenlosen Vermögen» von Opfern des Holocaust liessen die Emotionen hochgehen. Zum Entsetzen der Rechtskonservativen zerpflückte die Historikerzunft innert Kürze die einst stringente Erzählung: Tell, der Bundesbrief, die Reduit-Schweiz - alles Mythen! Die historische Unübersichtlichkeit passte zur Schweiz, die nach dem Ende der bipolaren Welt auf der Suche nach einem neuen Referenzsystem war und noch immer ist.

Der Germanist Peter von Matt konstatiert, wir seien in den letzten Jahrzehnten im Verhältnis zu unserer Geschichte in eine Falle geraten. Durch die sture Parole «Mythos oder Wahrheit» seien viele Überlieferungen aus dem Bewusstsein des Volkes vertrieben worden, deren Gehalt wichtig wäre für das Nachdenken über das Land. Von Matt macht dabei auf einen wichtigen Punkt aufmerksam, nämlich, dass historische Ereignisse immer mehrdeutig sind. Zum einen haben sie eine faktische Realität, zum anderen wirken sie in der Nachwelt mit neuer Farbgebung weiter und schaffen eine Realität zweiten Grades. Mythen können insofern identitätsfördernd, politisch nützlich und wichtig sein. Aber sie müssen kritisch hinterfragt werden, gerade von Historikern. Denn mit ihnen wird viel Schindluder getrieben, vor allem aber verengen sie den Blick auf eine Welt, die sich immer weiterdreht.

### ***Das Vetorecht der Quellen***

Die Historiografie ist keine «exakte» Wissenschaft, doch es gibt ein Vetorecht der Quellen. Wenn die SVP aus der Schlacht bei Marignano den Ursprung der Schweizer Neutralität konstruieren will, ist das historisch schlicht nicht haltbar. Die «battaglia dei giganti» fand erst im Laufe des 19. Jahrhunderts Niederschlag im populären Geschichtsbewusstsein; sie war niemals der zentrale Wendepunkt, als der sie heute interpretiert wird. Die Instrumentalisierung der Geschichte ist aber kein Alleinstellungsmerkmal der Rechten. Auch die SP versucht das Jubiläumsjahr für ihre Zwecke zu nutzen. Die Genossen wollen 70 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs Friedensbäume pflanzen und so ihre Weltoffenheit bezeugen. Dagegen ist nichts einzuwenden. Dass aber Parteipräsident Levrat just im Wahljahr den liberalen Bundesstaat von 1848 sozialdemokratisch umdeuten und dessen Gründungsdatum als Nationalfeiertag etablieren will, irritiert. Nicht nur war die SP damals noch gar nicht gegründet, es handelte sich auch um einen Nachwächterstaat, der heute vor allem Ultraliberale erfreuen würde.

Das Jubiläumsjahr bietet Gelegenheit, historische Ereignisse in den richtigen Kontext zu rücken. Was bedeuteten sie einst, was wurde aus ihnen gemacht, was könnte man von ihnen ableiten? Es geht um sachliches Erklären und nicht um Verklärung. Wohin will die Schweiz, was sind ihre historischen Grundlagen? Damit sollten wir uns beschäftigen. Die Kernfrage dahinter bleibt: Wie viel Geschichte braucht die Zukunft? Sehr viel, kann die Antwort nur lauten. Wir haben lediglich unsere gemeinsame Vergangenheit. Geschichtsklitterung braucht es hingegen nicht.